

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Robert Mielke: Die Dorfkirchen der Mark.

Die Dorfkirchen der Mark. *)

Von Robert Mielke.

Bunt und mannigfaltig wie das deutsche Land, wie die Stämme die es bewohnen, wie Haus, Trachten und vieles andere, was letztere hervorgebracht haben, ist auch die kirchliche Baukunst da ausgeprägt, wo ein volkstümliches Empfinden noch nicht von den alles gleichmachenden Wellen des Verkehrs hinweggeflutet ist. Im Südwesten des Reiches, wahrscheinlich im engsten Zusammenhang mit der nachrömischen Bauüberlieferung auf deutschem Boden, entwickelt sich die Architektur zu jener vielgliedrigen Steinbaukunst, die in den Kathedralen des Rheinlandes ihre höchste Blüte erreicht, von der der gesamte Kirchenbau des Landes nur ein vereinfachtes Abbild ist. Der Haustein, welcher hier in mancherlei Arten fast überall zu Tage tritt, vermittelt das gemeinsame architektonische Band zwischen Dorf und Stadt und bringt jenen Kirchentypus hervor, der durch das grosse basilikenartige Schiff mit seinen mächtigen Fenstern, mit seinem breiten Chor und runder Apsis und durch den trotzig sich emporreckenden, häufig sogar unsymmetrisch gestellten, einfachen oder Doppelturm als ein getreues Abbild der beweglichen, kühn-schaffensfreudigen Bevölkerung gelten kann.

Dieser vor allem von dem leicht zu bearbeitenden Haustein beeinflussten Kunst steht die aus anderen Bedingungen hervorgegangene und aus anderen Materialien entwickelte des norddeutschen Flachlandes entgegen. Im Westen, in den weiten Moor- und Marschenländereien Hollands und Hannovers ergibt die Technik des Backsteinbrennens jene Art der Dorfkirchen, die mit breiten Mauern, mächtigem Dache und dem niedrigen pyramidenartigen, häufig abseits stehenden quadratischen Turme so recht das gesetzte, würdevolle Wesen des Niederdeutschen veranschaulicht. In der von slavischen Einflüssen durchsetzten Ostmark bis hinunter zu den Bergzügen des Riesengebirges und der Karpathen, in jenen aus vorwiegend Wald-, Acker- und Weideland bestehenden Geländen, tritt in der malerischen Holzbaukunst wieder eine neue Form auf, die in ihren dunklen, wenig durchbrochenen Blockwänden, überhängenden Dächern und abseits stehendem Turme zum Spiegelbild der melancholisch-ernsten Landschaft wird, und in der grossen Mitte, mit den brandenburger

*) Anm. Von dem am 23. Jan. 1895 gehaltenen Vortrage sind die genaueren geschichtlichen Daten fortgelassen, so dass sich der Aufsatz mehr zu einer Charakteristik der märkischen Dorfkirche einschränkt. Eine eingehendere Entwicklung des märkischen Dorfkirchenbaues gedenke ich unter Beigabe von Abbildungen für das Archiv zur Verfügung zu stellen.

Marken als Höhe- und vielleicht auch Ausgangspunkt die bescheidene, aber kernige Granitbaukunst, welche sich im Umkreis des dörflichen Lebens nur selten von der mehr in den Städten gepflegten Backsteinarchitektur verdrängen lässt.

Unsere Mark, in der Mitte zwischen den nach Norden gravitierenden Ländern der Küste und den noch von antikem Geist durchschwängerten Territorien des Südens gelagert, hat von den sich kreuzenden Kulturen stets einen Prozentsatz zurückbehalten, der, von den eigenen urwüchsigen Bestandteilen aus grauer Vorzeit getragen, das gesamte Leben zu einem so charakterischen gemacht hat. Land und Leute, letztere eine geschichtliche Auslese aus den kräftigsten und widerstandsfähigsten Stämmen, bilden auch auf dem Gebiete der Dorfkirchenbaukunst eine vielgliedrige Buntheit heraus, deren Farben jedoch sich bei näherem Betrachten zu einem dunklen und satten Kolorit vereinen.

In den Dorfkirchen sind nicht besondere, ausserhalb des grossen Kulturweges stehende Bestrebungen sichtbar, vielmehr zeigt sich in ihnen ein deutliches Abfliessen der in gewissen Zeitspannen bevorzugten Formen und Bildungen; während aber die Stadtarchitektur eine im wesentlichen fortlaufende Entwicklung aufweist, die nur da unterbrochen ist, wo die politische Geschichte des Landes eine Weiterbewegung nicht zuließ, ist der Landbaukunst nur eine mässige Entwicklungsfreiheit, häufig sogar eine Erstarrung eigen, die uns aber einen tiefen Blick thun lässt in den geschichtlichen Werdeprozess und in den unbewussten Drang der Volksseele. Unverfälschter als in der ersten kommt in dieser die lebendige Kraft des nationalen Empfindens zum Vorschein, die ein so feines Verständniss für die eigenthümliche Natur des Landes verrät, dass sie zum Spiegelbild der in der Tiefe wirkenden Kultur- und Kunstregungen wird. In der leichtgewellten Bodenbewegung, die fast einem erstarrten Wogenmeere gleicht, inmitten üppig-fruchtbarer Saatengefilde, die der Fleiss von Generationen einst dem feuchten Moorboden oder dem Geäst dunkler Kiefernwälder abrang, im klaren Spiegel kleiner Seen, deren Röhrlicht und Binsen von mancher geheimnissvollen Sage lispeln, oder inmitten grosser, weiter Haiden steht das märkische Dorf und mit ihm breit und fest, wie ein steinerner getreuer Eckard die Dorfkirche, ein Bild märkischer Kraft oder wenn die unbarmherzige Furie Krieg mit ihren Brandzungen einst den starken Riesen gefällt hatte, als mahnendes Denkmal an früheres Leid und Ungemach. Die Volksseele begreift in ihrem Bilde jene Kraft, die mit dem Lichte des Christentums in das dunkle Walten einer entlegenen Vorzeit hineindrang, und in harter Arbeit erst die Stätte ihres heutigen Wirkens schuf. Der geheimnissvolle Schauer vor dem Kampfe des Heidentums spinnt poetische Sagen um die altersgrauen Steine, bald sind es überirdische Helfer, welche wie in Biesenthal den Bau vollendet haben, bald wirkt

ein anekdotenhaftes, fast humoristisches Ereignis dabei mit wie bei einer Kirche der Uckermark, wo die Ohrfeige eines von Stülpnagel, dem Junker von Holtzendorf gegeben, den Bau der Kirche bewirkte. Auch Schätze sollen einst in denselben gewesen, die gewöhnlich von den Franzosen geraubt sein sollten oder man will sie, wie in Taschenberg bei Prenzlau an 4000 Thaler Goldes schwer, in dem Brandschutte gefunden haben. Dann werden wunderliche Zeichen, die Zufall oder gläubige Einfalt dem Bauwerk einst eingefügt haben, mit reichster Sagenornamentik umrankt. Bald sind es wunderliche Inschriften wie in Gerswalde, bald altheidnische Kornmühlen, sogenannte Hünenhacken, bald altkatholische Weihekreuze, deren Bedeutung längst vergessen ist, wie in Hardenbeck i. U., bald aber auch die Schleifrillen der vielen märkischen Kirchen, die immer wieder Veranlassung zu sagenhafter Deutung geben. Denn alles, was dem Volke unerklärlich oder auch unheimlich ist, verliert hier an diesen steinernen Riesenamuletten seine Zauberkraft und wird auf diese Weise unschädlich gemacht. An der Kirche zu Teschendorf befindet sich ein Konsolstein, dessen verwitterte Oberfläche bei einiger Phantasie die Züge eines Menschenkopfes erkennen lässt; im Volksglauben wird er direkt zu einem solchen gemacht und, wenn ich nicht irre, als ein Mönch gedeutet. Andererseits strebt der Sinn dahin, durch gewisse Handlungen wie einen Umgang um die Kirche ein übermenschliches Ziel zu erreichen. In Cöpenick kann die in den Teufelssee gebannte Fürstentochter durch dreimaliges Tragen um die Kirche erlöst werden. Auch glaubt man durch künstlerische Leistungen an die Kirche eine That sühnen zu können wie in Helle, einem Dorf der Priegnitz, wo der Bauer, welcher während der Predigt pflügte und durch Unversehen dabei seinen Jungen tötete, nun durch Stiftung von gemalten Fenstern ein stetiger Mahner für spätere Geschlechter wurde. So liessen sich noch mancherlei Züge erzählen von dem Verhältnis der Kirche zu der Sagenwelt des Volkes; die geschäftige Phantasie weiss immer das Unbegreifliche und das vermeintlich Böse mit derselben in Verbindung zu bringen, doch darf ich hier davon absehen, weil diese Ausführungen einen Vortrag für sich beanspruchen und mein Thema sich mehr mit der äusseren Erscheinung der Dorfkirchen beschäftigen soll.

Mannigfaltigkeit und Unregelmässigkeit sind charakteristische Merkmale des märkischen Kirchenbaues. Zwar drängt sich ein bestimmter Typus vor, der durch den dem Schiff vorgelagerten, gleich breiten Turm, dessen gegiebelte Seitenmauern ein Satteldach tragen, bestimmt wird; daneben aber lassen sich die verschiedensten Bildungen verfolgen. Hier ist der Turm zu einem quadratischen, vorgebauten eingeschränkt, der in zierlicher Spitze emporstrebt, dort wieder erhebt er sich als schlanker Dachreiter über dem gewaltigen Dache, das gleich Adlersfittichen den Bau schirmend überdeckt, oder man stellt ihn abseits, wie

es in der Priegnitz nicht selten ist. Auch fehlt er nicht allzu selten, doch ist das in den meisten Fällen nicht beabsichtigt, sondern nur die Folge einer Zerstörung. Zu einer Leistung eigener Art hat man es in Neuenhagen bei Oderberg gebracht, wo er ohne Spitze ist und mit dem Schiff ein gemeinsames Dach besitzt. Mit und ohne Chor, mit geradem Abschluss und halbrunder Apsis oder auch ohne diese, immer tauchen wieder neue Formen auf, die sich in den lokalen Typus hineinschieben, denn es lässt sich ganz gut verfolgen, wie die einzelnen Grundrissdispositionen sich in gewissen Gegenden zusammendrängen. Die altertümlichsten Bauten (mit gleich breitem oder selbst seitwärts hervortretendem Turm kommen schon im Braunschweigischen und südlichen Hannover vor; sie ziehen sich dann über die Provinz Sachsen nach der Mark und bis nach Pommern hinein, wobei sich bei uns drei deutlich hervortretende Sammelpunkte herausgebildet haben. Nördlich der Linie Havelberg—Königsberg i. M. ist der eine; den südlichen stellen die Nordabdachungen des Fläming dar, während wir in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt den mittleren finden. Der Typus mit isoliert stehendem Turm ist, wie schon bemerkt, in der Priegnitz zu Hause, welche der Urheimat dieser Form, dem nordwestlichen Niederdeutschland, so nahe liegt. Zwischen diesen Typen, fast gleichmässig vertheilt, ist der Typus mit quadratischem und mit aufgesetztem Turm ausgestreut, die daher wohl als jüngste Bildungen zu betrachten sind.

Von den drei Gliedern einer Kirche, dem Turm, Schiff und Chor hat der erstere seine monumentalste Geschichte und ist daher auch sehr geeignet, für eine typische Einteilung als Grundlage zu dienen. Er ist das Wahrzeichen und das älteste Denkmal des Dorfes, von dessen Höhe die eherne Stimme dem jungen Erdenbürger ein erstes Willkommen zuruft oder ihn zu Grabe bettet. Nicht immer war er wie heute der stille Wächter dörflchen Friedens; es gab Zeiten, in denen er der letzte Zufluchtsort der Bevölkerung war, wenn Feindesgewalt die blühenden Saaten zertreten, die schilfgedeckten Häuser verbrannt hatte. Noch heute ist dieser kriegerische Zweck von der Bauart abzulesen. Die Kirchenfenster sind an den ältesten Werken klein und hoch angebracht, fast schiesschartenähnlich und der Eingang zu dem schützenden Turm nur auf Leitern zu erklimmen gewesen. Früher hatte man mir in der Lüneburger Heide zwei derartig befestigte Kirchtürme gezeigt, die ich für ursprünglich anderen Zwecken dienende gehalten habe, da aber auch in der Mark nicht allein die Überlieferung davon spricht, sondern selbst die Bauart dies bezeugt, so muss wohl jeder Zweifel schwinden: An der Kirche zu Schweinrich bei Wittstock, ein Werk mindestens des XV. Jahrhunderts, erkennt die Tradition noch bei dem südöstlichen Fenster des Turmes den alten Eingang, während die alte ca. 1250 gebaute zu Zernitz bei Neustadt a. D. keinen Westeingang besitzt,

sondern auch der Küster heute noch vermittelt einer Holzstiege und einer ca. 4 m über dem Erdboden gelegenen kleinen Luke in das obere Innere gelangen kann. Auch der durch die 2 m dicken Mauern vom Schiff aus durchgebrochene Doppeleingang ist, wie sich urkundlich belegen lässt, erst in später Zeit angelegt.

Wohl kaum noch wird sich ein Stein nachweisen lassen, der den Tagen der ersten Heidenbekehrung, dem Jahrzehnt von 973—983 angehört, da der grosse Wendenaufstand von dem letzten Jahre jedes entstandene Werk wieder hinwegfegte und die fast anderthalb Jahrhunderte dauernde Fernhaltung des deutschen Einflusses keine neuen Bauten entstehen liess. Es sind ausserdem die ältesten Kirchen wohl auch bei uns aus Holz errichtet worden, das bis zum Jahre 1000 überhaupt das allgemein gebrauchte Baumaterial gewesen und durch viele Belege als solches für ganz Deutschland bezeugt ist. Aber alle diese Bedürfnisbauten sind gewiss ziemlich kunstlos gewesen und für die Ausgestaltung der späteren Steinkirchen von wenig Einfluss geworden. Erst die Grossthaten Albrechts des Bären liessen mit der dauernden Christianisierung neue Kirchen erstehen, die, von der Altmark ausgehend, in dem nordwestlichen Teil der heutigen Mark, zum grösseren Teil zu den Bistümern Havelberg und Brandenburg gehörend, entstanden. Von 1161 an werden bereits Kirchen im Havellande erwähnt: 1161 zu Zachow, 1173 zu Ture und Golitz, 1178 zu Nibede, 1186 zu Ferchesar und Marzahne.

Der Granit, als Rücklass der auf Gletscherbahnen von Norwegens Hochbergen hierhergelangten Geschiebe sehr leicht aufzufinden, bot den Baustoff dar, welcher bis in unser Jahrhundert hinein für die Mark von grösster Bedeutung war. Den Beginn der neuen Aera, der ersten monumentalen der Mark, müssen wir mit dem Jahre 1150 ansetzen, in welchem König Konrad dem Bischof Anselm von Havelberg einen Schutzbrief zur Besiedelung seines Bistums mit Deutschen gab. Als Albrecht der Bär mit eiserner Faust die politische Ruhe des Landes gewährleistet, wird noch von einer anderen Seite, von dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg, ein neuer Kulturweg durch die unwirtschaftliche Wildnis der Mark gebahnt, der über Zinna, Luckenwalde, Baruth nach dem Wendlande führt.

Diese beiden Wege sind auch in den Stilrichtungen der ältesten Granitbauten zu erkennen; die nördliche, welche durch die Einfallspforte Albrechts ging, blieb, teils durch Mangel an Zeit, teils durch solchen geeignet vorgeschulter technischer Kräfte, vorerst auf bescheidenere Leistungen beschränkt, die noch durch den Granitbau der Ende des XIV. Jahrh. angehörigen Westseite des Domes zu Heiligengrabe als sehr mässige zu bezeichnen sind, während die südliche, von Magdeburg und den sächsischen Bergländern stark beeinflusste, ich will sie die Zinna'sche

nennen, erheblich höher stand. Daher hat aber die erstere ein bedeutenderes Ausbreitungsgebiet und eine ausserordentlich lange Blütezeit erlebt, die in der Granitbaukunst Europas überhaupt einzig dasteht.

Schon in der vorhin gegebenen Darstellung der Verteilungstypen märkischer Kirchen ist auf das häufige Vorkommen der mit breiterem Turm im Norden und im Süden hingewiesen. Dieser breite Westturm ist ohne Zweifel auf die letzten Ausklänge des Romanismus zurückzuführen, der es liebte, auf demselben die beiden westlichen Hauptturmspitzen zu errichten. Bei der noch in diese Zeit fallenden Heidenbekehrung und der sich hier anschliessenden Aufführung vieler kirchlicher Bauten, blieb man dann unbewusst bei dem alten, aber provinziell eingeschränkten, Schema stehen. Es lässt sich überhaupt das Abfliessen der im Romanismus gebrauchten Formen nach Niederdeutschland auf dem Wege über Magdeburg, der Altmark und der Priegnitz ganz gut verfolgen, nur mit der Nebenwirkung, dass das widerstandsfähige, hier gebrauchte Material und die wirtschaftlichen Verhältnisse auf eine Vereinfachung drangen. Neben dem schon erwähnten von Zernitz ist hier, wenigstens in der Gestalt des Westturmes, Biesenthal, Gerswalde, Kuhtz zu erwähnen, zu denen sich noch in späterer Zeit Techow, Bläsendorf, Tacken, Viesecke, alle in der Priegnitz gelegen, zugesellen. Bei diesen Kirchen fehlt der Chor und die Apsis, woraus der Schluss gezogen werden kann, dass dieser in der ältesten Zeit bei uns überhaupt nicht, wenigstens im Norden nicht, gebräuchlich war. In späterer Zeit, um dies gleich vorwegzunehmen, baute man bisweilen unmittelbar an das Schiff eine grosse halbrunde Nische von gleichem Durchmesser, eine Form, die ihr Vorbild ebenfalls in der Altmark, in Clinker, besitzt und durch die Kirchen zu Wustermark, Bötzwow und andere fast bis in die nächste Nähe von Berlin gedrungen ist. Die Technik in diesem nördlichen Gebiet ist auch in der ältesten Zeit nicht immer die vorzügliche, welche den Süden auszeichnet; nur dürftig sind die grossen, etwa 40 cm im Durchmesser haltenden Steine behauen, aber mit einem so vorzüglichen Mörtel verbunden, dass derselbe heute fast härter als der Stein geworden ist. Je weiter aber diese Bauweise nach Osten vordrang — sie gebrauchte ein Jahrhundert zu ihrer vollen Entwicklung — um so mehr vervollkommnete sie sich, bis sie in der Uckermark ihre höchste Blüte erreichte. In vielen Dörfern: Kuhtz, Falkenwalde, Klosterwalde, Thomsdorf, Schmöllern, Bertikow u. a., in kleinen Stadtkirchen wie Zehdenick, Templin, Lychen, Fürstenwerder finden sich diese Kirchen. Die Gesteine sind bei ihnen zu Quadern behauen, die in regelmässigen Schichten gelagert und durch Mörtel fest verbunden sind. Dann werden aber auch dem harten Materiale Kunstformen abgezwungen, die, weil sie bescheiden sind, echt stilgemäss wirken. An den Laibungen der Portale, die auch mit Abfassungen versehen sind, von den Gesimsen, den Blendens

und Giebeln, Seitenwänden kommt diese monumental wirkende Technik zum Vorschein.

Die Gestalt aller dieser Kirchen ist in den ältesten Zeiten recht einfach: Ein einfaches Rechteck mit angesetzter grader Altarwand, die durch drei lange, schmale, schräg eingehende Fenster durchbrochen ist und im Westen ein gleich breiter oder hervorstehender Turm mit Satteldach.

Erst in späteren Zeiten wird die Kirche durch Hinzufügung eines Chores bereichert (Kutzt), während der Chor mit Apsis auch dann noch selten ist. Dagegen hielt die südliche, von Magdeburg ausgehende Richtung von vorn herein den vollständig entwickelten Grundriss fest. Die an und für sich schon in der Behandlung des Hausteins tüchtigeren Kräfte konnten sich an dem Bau des Cisterzienserklosters Zinna schulen, das etwa von 1200—1220 erbaut wurde und dessen Einfluss auf den ganzen Fläming unverkennbar ist. Eine regelmässige Bearbeitung des Granits zu Quadern ist hier häufiger und in früherer Zeit zu finden als im Norden. Die Steine selbst sind etwas kleiner, dafür aber sorgfältiger geglättet. Mit der Zeit liess auch die vortreffliche Technik nach und man wandte unregelmässig geschichtete, roh behauene Findlinge an, liess Chor und Apsis fort und schränkte den breiten Turm auf quadratische Grundfläche ein (Krugau).

Vermutlich sind die Granitbauten in der Umgegend Berlins von der Zinna'schen Richtung ausgegangen, obwohl sich auch Einflüsse aus der Uckermark bemerkbar machen. Für die erste Annahme spricht der Grundriss, der fast immer aus Turm, Schiff, Chor und Apsis besteht, für die letzte die treppenartigen Laibungen an den Portalen, welche auf den fläming'schen Dorfkirchen nach meinen bisherigen Beobachtungen nicht vorkommen. Allgemein bekannt sind ja die Kirchen in dem benachbarten Tempelhof, in Mariendorf und Marienfelde. Von weiteren nicht schlechteren Beispielen sind Gr. Machnow bei Zossen und Neuenhagen an der Ostbahn zu nennen.

Bei den Granitbauten habe ich mich länger aufhalten müssen, weil unsere märkische Entwicklung fast nur diesen Baustoff kennt, denn der Backstein ist für Dorfkirchen sehr vereinzelt in älterer Zeit verwendet worden. Auch nach der etwa um 1150 ganz plötzlich in den Städten und Klöstern auftauchenden Backsteintechnik hat er nur eine geringe Beachtung gefunden; es sei denn, dass Fialen, Blenden, Fenster- und Thüreinrahmungen damit hergestellt seien. Kirchen wie Pechüle bei Niemeck, Steinkirchen, Kl. Machenow u. a. sind Ausnahmen und auch zum Teil schon durch das grosse Werk Adlers zur Genüge bekannt. Nur im 17. Jahrhundert und später gewinnt dieser Stoff in der Priegnitz eine allgemeinere Ausbreitung. Ist also der Granit das am meisten verwandte Material, so gehen jedoch auch hier im Laufe der Zeit Wandlungen vor, die, wenn sie auch nicht immer kunsthistorischen Wert

besitzen, doch für das volkstümliche Kunstempfinden nicht ohne Bedeutung sind. Zunächst wurden die Feldsteine fast garnicht mehr bearbeitet, es sei denn, man wolle das rohe Spalten der grossen Steine eine Bearbeitung nennen. Höchstens beschränkt man diese auf die Ecken und Portale, die immer wieder von trefflicher Technik zeugen; dafür aber wird der Mörtel auch aussen reichlicher zugesetzt, so dass es nur ein kleiner Schritt war, in diesen künstliche Fugen einzuritzen (Zernitz, Claushagen), ja man versuchte selbst Friese auf diese Weise herzustellen, was alles immer mehr dahin führte, die Aussenwand mit Mörtel zu bewerfen und eine Putzfassade zu erzeugen. Jetzt, vorzugsweise im 15. Jahrhundert, wird der breite Turm durch den quadratischen ersetzt, eine Wandlung, die schon durch einzelne gotische Kirchen des Rheinlandes vorbereitet war und die in späterer Zeit immer häufiger zu finden ist. Interessant ist es aber, in dieser Zeit das Nachklingen der Gotik zu verfolgen, welche letztere, nachdem ihre Rolle in der Hochkunst der Städte längst ausgespielt war, noch bis in das vorige Jahrhundert, ja selbst bis in das 19. hinein, im Anschauungskreise des ländlichen Architekten weiterlebt. Meistens erinnern nur die spitzbogigen Fenster mit ihren Backsteinlaibungen an diese, bisweilen aber sind die Turmspitzen in einer prächtigen Weise ausgebildet, die geradezu überrascht. Zuerst noch schüchtern, als ob sich das Prinzip der massiven, kernigen Granitkunst noch nicht recht hineinwagen wollte in die mehr dem Backstein gefügigere Sprache der Gotik, (Düpow, Gramzow), dann in ungezügelter Schaffensfreude, (Herzberg b. Ruppin, Alt-Küstrinchen, Briest i. U.), um endlich in dem Kampfe zwischen der Mörtel- und Schnörkelkunst des vorigen Jahrhunderts ruhm- und thatenlos zu verschwinden. Die Formen werden dabei dürftiger, bis sie endlich nur zu dem Fialensystem erstarren, das die Kirche in Seegefeld b. Spandau zeigt.

Der dreissigjährige Krieg bringt eine gänzliche Umwandlung nach sich. Jetzt entstehen Fachwerkkirchen, welche zu einem erheblichen Rückschritt führen mussten. Chor und Apsis verschwinden, die schlechtgebrannten Ziegel werden mit Lehm beworfen und geweisst und immer mehr würde der armselige Bau zu einem trivialen Bedürfnissbau werden, wenn sich nicht in dem Bestreben, den Turm wenigstens künstlerisch zu verzieren, ein Gegengewicht zu diesem banausischen Streben herausgebildet hätte. Es ist die Zeit, da die sogenannte „welsche Haube“ sich in Deutschland zu verbreiten begann. Bei vielen älteren Kirchen, welche lange Zeit als Ruinen standen, wird der Turm nur noch als unteres Geschoss stehen gelassen und als eine Art Vorraum zum Kirchenschiff gezogen, dafür setzte man einen Fachwerkturm als Dachreiter auf den Stumpf des alten (Hohenkrähmig b. Schwedt, Ziesow i. U., Dahwitz, Schöneiche, Schönermark, Diedersdorf, Marienfelde, Biesenthal, Blankenfelde b. Berlin, selbst bei Fürstenwerder), oder man liess den quadratischen Westturm in

mehreren Absätzen nach Oben hin sich auslaufen, hier in eine pyramidenartige Spitze, dort als Achteck, dort wieder als reicheres Knollen- oder Zwiebelmuster, wenn man es so nennen darf.

Es ist das Jahrhundert der Unnatur, der comédie larmoyante, in das wir nun eintreten und das in seinem Vorübergehen auch der Dorfkirche einen Teil dieser seiner Gesinnung aufprägte. Die Tage verhältnissmässiger Ruhe, die der eiserne Wille Friedrich Wilhelms und nach den Kriegen der König-Philosoph für die preussischen Lande schufen, liessen ganz von selbst den kunstbedürftigen Sinn der Landbevölkerung sich in seinen Kirchenbauten offenbaren. Leider aber war angesichts der vielen Fürsten- und Herrenschlösser der monumentale Sinn auf ein Minimum zurückgegangen; die Ideen der Aufklärung thaten das Übrige und so konnte man den Schritt wagen, den fast 600 Jahre alten Kirchengrundriss aufzugeben. Wie jeder Edelmann sein kleines Versailles haben wollte, so trug er als Patron auch diese Gesinnung in das kirchliche Gehiet hinein, ohne Widerstand zu finden. In den Schlössern hatte man für die Festsäle runde oder Seckige Räume bevorzugt; sie liessen in Verbindung mit anderen Vorstellungen auch diese für Kirchen geeignet erscheinen und so trat an Stelle des Rechtecks jetzt der Rundbau. Die Dreifaltigkeits-, die Böhmisches und die Hedwigskirche, der französische und der deutsche Dom in Berlin, die reizvolle, aber mit trügerischen Stoffen erbaute Kirche zu Buch, die bescheidenere zu Zehlendorf und viele andere zeugen davon. Hölzerne Wände und Gesimse, Stuckverkleidung und das leichte Schieferdach thaten diesem Bestreben Vorschub und um den weltfreudigeren Sinn auch noch nachdrücklicher zu bekunden, wird der ganze Bau mit hellroter oder Rosafarbe getüncht. Natürlich tastete man dabei die vielen Feldsteinkirchen, welche mancherorts als Ruinen das Jahrhundert des 30jährigen Krieges überdauert hatten, nicht wesentlich an, im Äusseren nur wurde dieses leichtere Gewand über den rohen Steinkern gehängt, die Fenster erweitert und Licht drangen ungehemmt in das Innere, dessen weissgetünchte Wände die Akkorde des Neuen, des Modischen weiterklingen liessen.

Man that der Zeit und ihrer Kunst Unrecht, wenn man sich von vornherein ablehnend gegen ihre Erzeugnisse verhält. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen passen sie ebenso in ihre Umgebung, wie der Geistliche mit seiner Perrücke, der Grandseigneur in sein Miniaturschlösschen und die gestutzten Bäume und Hecken in die Gärten. Diese Kunst, an vielen Kirchen noch heute erhalten, ging aus der Geistesrichtung ihrer Zeit hervor. Dass sie sich nicht von den Vorstellungskreisen des Volkes entfernte, dafür sorgte schon der einheimische Techniker, der die fremden Formen wohl annahm, sie aber in heimischem Sinne umschuf.

Erst unser Jahrhundert stiess diese volkstümlichen Schranken um,

um in dem Suchen und Tasten nach fremden Idealen bei vollständiger Dürftigkeit anzulangen. Es scheute sich nicht, die schnurrigsten und heterogensten Elemente aneinanderzureihen und sich damit von dem landesüblichen zu entfernen. Das kam zum grössten Teil daher, dass die Architekten aus der Stadt kamen und die hier entwickelten Bedürfnisformen dem Lande aufzuzwingen suchten, das dafür keinen Boden hat. Eine Ausnahme machen zum Teil die Schöpfungen unter Friedrich Wilhelm IV., die, wenn auch nicht immer mit Glück, so doch meistens eine Anlehnung an die landschaftliche Natur und an ältere, im Volke noch nicht vollends ausgestorbene Bagedanken suchen, wie bei den Kirchen in der Umgebung Potsdams, denen aber das dörfliche Relief fehlt. Mit besserer Wirkung hat man in den entfernteren Ort-Kutzerow i. U. und Seelübbe dies erreicht.

Ich komme zum Schluss. Zur Beurteilung dessen, was unsere Dorfkirchen zu dem Mittelpunkt des Kunstlebens auf dem Lande machen, brauche ich nicht viel hinzuzufügen. Man darf an diese Schöpfungen nicht mit dem an klassischer Kunst geschulten Verstande herantreten. Es sind andere Momente, nach denen das Innere und Äussere ausgeschmückt sind, die aber im letzten Grunde immer wieder künstlerisch anregend auf die breite Masse wirken. Ein Volk muss die entferntesten Äusserungen seiner Kunst verstehen und an ihnen seine Phantasie befruchten. So ist das oft unverstandene Spiel der Linien an einem jonischen Kapitäl im Auge des Volkes erst dann verständlich, wenn es sich mit allegorischem Beiwerk verbindet, wie an dem Äusseren der Kirche zu Altlandsberg, wo Totengebeine eine derbe, aber leicht begreifliche Sprache reden. In dieser Weise erheben sich unsere Dorfkirchen über eine kalte Formschönheit hinweg zu einer tiefer liegenden Seelenschönheit. Aussen ist est der Niederschlag aller architektonischen Stile, welcher, vielfach in phantastischer Weise, sich dem Verständnis der Masse anformt, im Innern die vielfachen Bilder, Kriegstrophäen, Kränze und dergleichen, die das Persönliche in den Kunstbeziehungen zum Ausdruck bringen. Selbst in den wilden Schnörkeln der Zopfzeit liegt noch immer ein Reiz des unmittelbar Empfundnen, der bald in märchenhaft schwellender Wildheit, bald in herber Einfachheit sich über die Schranken des wohlgesitteten Bagedankens hinwegsetzt.

So trotzig, eigensinnig und doch zielbewusst, wie einst der Steinmetz dem zähen, widerstandsfähigen Materiale seine grobe Formsprache aufzwang, so hat auch der Anhänger des Barocks und anderer fremder Ursprungsstile nur widerwillig und in echter Bauern-Vorsicht von der welschen Schönheitsschablone die Sprache, nicht aber den Geist aufgenommen; wo sie erscheint, ist sie mit greifbarer Deutlichkeit seinem Begriffsvermögen angepasst worden.

Darin liegt eben der Wert dieser von dem Formalschönen häufig

so entfernten Werke, dass in ihnen der Handwerker häufig zum Künstler wird vermöge der in ihm schlummernden nationalen Gestaltungskraft, die, wenn sie mit Talent und günstigen Zeitverhältnissen in Verbindung tritt, auch das Höchste erreichen kann. Nicht die kühle Ästhetik hat bei unseren Kirchen Pate gestanden, sondern die Kraft der Überfülle, welche Form an Form fügt, wie Laune, Material und der engere Horizont sie vorzeichnet, die da giebt, um zu geben und bildet, um zu bilden.

Kleine Nachlese hauptsächlich mittelmärkischer Pflanzennamen

gesammelt von

Carl Bolle.

Wenn schon die lateinische Nomenklatur unserer Gewächse, — ausdrücklich sei betont, dass ich nur die ältere Linnéische oder eine noch weiter zurückreichende hierbei im Auge habe — vielfach voller Poesie ist und sich in den Schmelz lieblichster Natureindrücke und anheimelnder Erinnerungen zu hüllen weiss, so stehen doch die im Volk umgehenden Benennungen jener wenigstens gleichwertig zur Seite. Ihr Reiz liegt darin, dass sie, klangvoll, aus oft sehr alterthümlicher Sphäre zu uns herübertönen und dabei für viele so gut wie den einzigen Schlüssel zum Verständnis vegetativer Umgebung darstellen. Öfters habe ich empfunden, wie dankbar sachkundige Mitteilung solcher Dinge, u. a. auch von Damen, entgegengenommen wird. Wieviele derartige Namen mögen, bei immer mehr sich lösendem Zusammenhang mit der Natur schon vergessen worden sein. Die Gelehrsamkeit unserer märkischen Floristen hat ihre Gesammtheit nur allzulange kühl ignoriert. Um so grösseren Dank schulden wir also dem verdienstvollsten unserer neueren Phytographen, Ascherson, der in seinem mustergiltigen Florenwerke diesen sogenannten Trivialnamen, eine bedeutende Lücke glänzend ausfüllend, zu ihrem vollen Recht verholfen hat. Obwohl er jedwedem Lobe abwehrend gegenübertritt, muss ihm hier sogar das ganz besondere und sicher nicht geringe gespendet werden, als erster auch das melancholisch verklingende wendische Idiom in den Kreis seiner botanisch-linguistischen Beobachtungen inbegriffen zu haben. So konnte er aus fachwissenschaftlich ziemlich engbegrenztem Rahmen zu einer weiteren Horizonte erschliessenden Auffassung ihn beschäftigender Probleme emporsteigen. Seiner Spur folgte ich in Nachstehendem, ohne hoch- und plattdeutsch streng auseinander zu halten. Die Mehrzahl des hier Gegebenen mag bisher unveröffentlicht geblieben sein.

Ranunculus repens, L. fl. pl.; Goldknöppchen. Gelbe Männerkens. 2x

Aconitum Napellus, L.; Blaue Schuhe; Venuswagen. 2x

Aquilegia vulgaris, L.; Französischer Kopfputz. 2x

Paeonia officinalis, L.; Pione.